

Eine Erzählung aus Neu-Guinea. — Vor Dr. med. Schne.

In den neunziger Jahren war ich Schiffsarzt auf einem zwiſchen Singa- pore und Neu-Guinea fahrenden Dampfer. Während der erſten Reiſe vor den Einwirkungen des ungesund- Klimas verſchont geblieben, erkrankte ich kurz nach Beginn der zweiten ſo ſchwer an Malaria, daß ich Wochen hindurch bettlägerig war. Endlich ließ das Fieber nach. Indeffen war eine ſo große Schwäche zurückgeblieben, daß ich den ganzen Tag über auf meinem langen Stuhl an Deck lag, ohne im Stande zu ſein, auch nur die Hand zu rühren. Gänzlich ohne Bedürfnis nach Nahrung, ſchludte ich mit Mühe drei oder drei Viſſel Milch hinunter, die man mir in den Mund goß; mehr vermochte ich nicht zu trinken. Troß- dem war nicht zu erkennen, daß ſich mein Zuſtand langſam, ſaſt unmerk- lich, aber doch beſtändig beſſerte. In dieſer Zeit erreichte unſer Fahrzeug Neu-Pommmen und ſief in die prächtigen Blauſen-Bai ein. Mit nehmüthiger Freude begrüßte ich die liebliche Scenerie, die „Mutter“, die „Nord- und „Südwärter“, drei ehemals thätige, jetzt erloſchene und mit dichten Buſche bedeckte Vulkane. Neben ihnen präſentirte ſich der erſte zehnjährige alte Ghaie, der aus ſeinem ſchwarzen Kavats- fegel zerzerrende aufſteigende blaue- weiße Schmelddämpfe emporſandte. Bei meiner vorigen Anweſenheit hatte ich oben auf ſeinem Rande geſtanden und meinen Blick weit über das blaue Meer und die palmenbedeckten Inſeln ſchweifen laſſen. Und heute — der Kontraſt war zu groß!

Bald taſtelten die Unter in die Tiefe; das Schiff lag feſt. Ein Ruderboot ſtief vom Lande ab und brachte Herrn T. an Bord, mit dem ich bei meinem erſten Beſuche hierſelbſt vernünftige Stunden verbracht hatte. So merkwürdig die Taſche auch erſcheinen mag, dieſes Wiederſehen war mir ſehr peinlich, denn ich ſchämte mich im Geheimen geradezu meines hilfloslen Zuſtandes. Gleich darauf langten mehrere Fahrzeuge mit Kanaten an, die unſere Ladung löſchen ſollten. Die ſchwärz- braunen, nur mit bunten Hüfttüchern bekleideten Menſchen eilten geſchäftig und ſchreiend hin und her. Bald war zur Löſchung der Ladung Alles geordnet, und das ohrenzerrende Geräſch der Dampfwinden begann. Dieſes Stampfen, Lärmen und Getöse, zu dem ſich noch eine Bluthitze geſellte, die über der von Bergen umſchloſſenen Bai unbeweglich lagerte, gab mir in wenigen Minuten den Reiz. Ich ſüßte, daß ich das unmöglich länger ertragen konnte. Auf meine Bitte ſtellte mir Herr T., der wohl wiſſen mochte, wie einem Malariaerkrankten zu Muthe iſt, ſein Boot zur Verfügung, wobei er mir rieth, nach ſeinem Hauſe hinüber zu fahren und es mir dort bequem zu machen. „Sie ſind da völlig ungeſtört; höchſtens treffen Sie einen meiner Händler, der gerade zum Beſuche iſt.“ — Ich machte von der Einladung gleich Gebrauch, froh, aus dem mich ſo empfindlich peinigenden Lärm zu entkommen. Nie iſt mir ein Weg ſo entſchieden lang vorgekommen als der vom Strande zu dem etwa fünf Minuten entfernten Hauſe. Obwohl von meinem braunen Begleiter mehr getragen als ge- führt, gelangte ich erſt nach mehramaligen Ausſuchen an meinem Ziele an, um dort völlig erſchöpft auf einen langen Stuhl zu ſinken. Nach längerer Zeit erholte ich mich ſoweit, daß ich um mich zu blicken vermochte. Das Hauſe, ein traubhaariger Inſelbewohner, hatte ein kleines Tiſchchen neben ſich gerichtet, eine Flaſche Wein darauf geſtellt und mir dienſtfeurig ein Glas eingegoſſen. Ich mochte mehrere Stunden in der friſchen Brille, welche die breite Veranda beſtritt, gelegen haben und ſüßte mich inmitten der tiefen Ruhe, bei dem leiſen Raufen der Palmen und den ſüßen Düften, die farbenprächtige Blumensfelde ringsumher ausſchickten, allmählich ganz glücklich. Ich nippte von Zeit zu Zeit an meinem Glaſe und bekam zuletzt ſo viel Muth, mir ein weiches Ei machen zu laſſen, daß ich auch aufa, eine Leiſtung, auf die ich un- gemein ſtolz war. Mittlerweile war der ſchon erwähnte Händler auf der Veranda erſchienen, ein älterer, ſtark- tödlicher Mann mit harten Zügen, die von Stein zu ſein ſchiene, und Augen, die unerbittlich und mitteillos blickten. Allmählich entſand eine Art von Geſpräch zwiſchen uns, obwohl ich mich bei meiner Mattig- keit ſaſt auf das Zuhören be- ſchränkte. Er hatte meine Bitte, mit mir zu trinken, nicht abgeſchlagen und ſich wiederholt eingegoſſen, wobei er in- deß ſein ruheloſes Auf- und Abgehen nicht unterbrach. Die erſte Flaſche war allmählich leer geworden, der Junge brachte eine zweite, die dem Genossen meiner Einſamkeit völlig die Zunge löſte. Er erzählte von ſeinem Leben unter den wilden Kannibalen der Salo- moiniſeln, zwiſchen denen er ſeit zehn Jahren wohnte, um für Herrn T. gegen europäiſche Waaren Schildpatt und Perlmutter, hauptsächlich aber Copra (Kofosnub) einzutauſchen. Bunte und krawe Geſchichten, voll ſeltamer Be- zeichnisse, blutige und unblutige Ge- ſchichte, berichtete er, denen ich mit In- teſſe lauſchte. Allmählich ſchiene es mir heiß und heißer zu werden. Dazu brauchte es mir vor den Ohren. Seine

Stimme tönte immer ferner und ferner, aber ich verſtand deutlich jedes ſeiner Worte. Mir ward ſeltſam zu Muth. Ich ſüßte meinen Puls. Reuzig Schläge! Dazu ging er hoch und ſie- berhaft. Offenbar hatte ich einen neuen Anfall. Aber die Stimme dröhnte gleich einer Glocke weiter und athemlos lauſchte ich ſelbſtamen Mähren. Glühend drang die Sonne in das hohe Gemach. Ich erwachte und fand mich in einem großen Bette liegend, das ich nicht konnte; um mich ſpannte ſich ein feines Netz, das meinen Schlummer vor den Mosquitos geſchützt hatte. Wo war ich, wie kam ich hierher? Nicht lange ſollte ich im Unklaren bleiben, denn ich ſah eben den mir wohlbekann- ten Jungen auftauchen und gleich dar- auf trat auch Herr T. herein. „Na, Doktor“, ſagte er in ſeiner gra- den Weiſe, „ſind Sie munter? Wie fühlen Sie ſich? Ich ſand Sie geſtern im böſen Zuſtande auf Ihrem Stuhl. Sie hatten einen Rückfall. Ich habe Sie dann ſchnell in's Bett gepackt. Hoffentlich iſt die Sache jetzt vorbei? — Möchten Sie vielleicht etwas eſſen?“ Ich dankte. „Lebrigens haben Sie geſtern einige merkwürdige Unſinn geredet; namentlich lehrte ein ſechsfacher Mör- der in Ihren Phantaſien häufig wie- der.“ Sechsfacher Mörder? Das kam mir faſt bekannt vor; ich ſann nach, aber mein Kopf war leer, meine Gedanken verſtrübt. Endlich dämmerte es in mir, wie ich hierher gekommen war, ich dachte an das Schiff, die Veranda, den Wein, den Händler. Herr T. hatte mich wieder verlaſſen. Ich lag mit offenen Augen da, nach- denkend, wachend, vielleicht auch träu- mend. Da hörte ich ſie wieder, die Stimme in der Ferne, die ſeltſam Schauerliches erzählte. „Vor langen Jahren lehte ich auf den neuen Hebriden, wo ich mit den Eingeborenen handelte. Das Geſchäft ging gut, Perlen, Perlmutter und andere einheimiſche Zeugniſſe häuften ſich in meinem Hauſe, aber die Bevöl- kerung war ſo wild, daß ich beſtändig auf der Hut ſein mußte. Mehrfache Ueberfälle wurden verſucht, aber es gelang mir, ſie abzuwehren, und ſo blieb ich vor den Schmortöpfen der Kannibalen glücklich verſchon. Warnt mich doch Litor, die Tochter des alten Tuge, immer rechtzeitig vor heimlichen Anſchlägen ihrer Landsleute. Ihre Mutter war wohl eine Malaini ge- weſen. Das Mädchen beſaß wenigſtens eine hellere Hautfarbe als die meiſten Einwohner jener Inſeln, inbeſon- dere ihr krauſes Haar und die auf- geworfenen Lippen das Papuaſilb in ihren Ahnen. Sie ſorgte für meine Be- dürfniffe, hielt meinen Hauſſtand in Ordnung, pflegte mich, wenn ich ſie- berkrank darniederlag und wachte für meine Sicherheit, kurz, ſie war für mich der Begriff der Treue und aller Tugenden, den man ſich nur denken kann. Eines Tages erſchien der alte Hauj- tling Jeſe von Vaniforo, der ſie begehrte, um die Hand zu geben. Ich weigerte mich, ihm das Mädchen zu veräußern. Er ſchickte mich zu ſuchen, zurück- kommen, oder ſie mußten verſchma- chen. Eine Auſicht an Rettung!“ Jetzt ſüßte ich mich plötzlich fieber- haft, während vorher das kalte Gefühl ſo unwiderſtlich nahe Endes alle meine Kräfte gelähmt hatte. Freilich, ich war weifenlos, aber ſie mußten ja zurückkommen!“ Eine dü- ſelpflichtige Wuth hatte ſich meiner bemächtigt. Kein Tropfen Regen ſiel. Nichts wurde die Umriſſe meines Fahrzeuges wieder größer und größer; es war un- geſteht und kurz vor Sonnenuntergang erſchien es wieder in der kleinen Bucht. Mittlerweile war die Ebbe eingetre- ten. Die mannshohen Korallenbänke auf dem Riff, die ſich ſonſt unter Waſ- ſer befanden, ragten daher frei hervor. Jetzt ſah ich das kleine Boot abſtoßen; in ihm ſaßen Eki, der jede Minute beim Rudern den Kopf nach dem Ufer wande- te, ſein Genoffe und zwei meiner Leute. Wo mochte der weiße Mann ſein? Schließ er vielleicht im Schatten der Pandanus? Langſam näherten ſie ſich dem Ufer. Nichts war von dem Ver- laſſenen zu ſehen. Schon vermochte ich deutlich ihre angſtvverzerrten Geſichter zu erkennen. Ich hatte mich, von den Korallen- bänken gedeckt, durch die naheſtehenden Tümpel waltend, an mein Fahrzeug geſchlichen und ſchwang mich nun plötzlich an Bord. Mit einem Sprunge hatte ich meinen Wincheſter, der, wie gewöhnlich, am Eingange der an Deck befindlichen Kajüte hing, erreicht und ſchlug auf die gänzlich überoſchten, nach dem Lande blickenden Leute an. Der Papua blieb regungslos vor Schreck, das Mädchen ſchien ſich kaum auf den Füßen halten zu können. „Li- tor“, preſchte ich zwiſchen den Zähnen hervor, „nicht dieſes ſchwarze Hundes wegen haſt Du mich verlaſſen; Eki iſt's?“ — „Ja, Herr“, ſagte ſie, „und nun ſchick!“ Dann ſchloß ſie ſchrei- end die Augen und erwartete den Tod als Strafe ihres Verſatthes. Der Schwarze war nicht zu ſtürzen, und ſo richtete ich meine Büchſe auf das Boot, das ſoeben mit den Fäſſern anlangte. „Das Waſſer an Bord!“ brüllte ich, die Mündung auf den erbleichenden Eki richtend. Der Befehl wurde jögernd befolgt. „Zurück, zum Ufer!“ don- nerte ich dann. Sie wagten dieſer Beis- lung nicht zu widerſtehen. Langſam enſenkerten ſie ſich und hatten bald den weißleuchtenden Strand mit ſeinen Korallenrücken erreicht. Mit Hilfe des Papua ſetzte ich jetzt Segel, nach- dem ich dem vor Angſt ſaſt bewußtloſen Mädchen das Steuer in die Hand ge-

geben hatte. Allmählich gelangte ich in die offene See. Jetzt war es Zeit, das Strafgericht fortzuſetzen. Ich ſaßte die neben dem Steuer ſaurende Litor bei den runden Armen und riß ſie empor. Sie war ja die Schuldigte von Allen. „Geht zu Deinem Eki!“ ſchrie ich höhnlich und warf die Verrätherin kalten Blutes über Bord. Sie ſchwamm nochgedrun- gen dem Land zu. Dann, meine Büchſe auf den Papua richtend, zwang ich auch dieſen, in's Meer zu ſpringen. Dann ſaßte ich das Steuer und in der auf- ſteigenden Nacht verſchwand bald die Inſel hinter mir. Dort traf die Ver- räther der verdiente Lohn, der mir zu gedachte Lob! Vielleicht findet ein dort Landender einſtmal's ihre gebleichten Gebeine! Das iſt das Ende Litores und ihres Eki!“ Hatte ich dieſes Alles geträumt, oder hatte der Händler es wirklich erzählt? Ich vermochte darüber nicht in's Klare zu kommen, und gerach mit darüber vergeblich meinen armen, vom Fieber noch ganz wirren Kopf. Den Händler, der mir hätte Auskunft geben können, ſah ich während meiner Anweſenheit an der Blauſen-Bai nicht wieder. Das ſonnte Zufall ſein, vielleicht aber auch nicht! Damals ſchwante ich. Heutzutage iſt ſicher, daß ich nicht geträumt habe. Der Mann wollte offenbar jeder Frage meinerſeits von vornherein aus dem Wege gehen und behauerte wohl, mir Derartiges erzählt zu haben.

Die Herkunft der Hausthiere.

Die Frage, woher unſere Hausthiere ſtammen und wie und wann ſie zum erſten Male in den Bezirg des Menſchen gekommen ſein mögen, tritt in gewöhn- lichen Leben nicht leicht an jemand heran und doch beſſert ſie ein überaus wichtiges und ſchwieriges Problem der Naturwiſſenſchaft wie der Kulturge- ſchichte. Daß die meiſten Hausthiere ſchon in vorgeſchichtlicher Zeit gezähmt und zum Menſchen gewöhnt waren, iſt unzweifelhaft; aber ob die europäi- ſchen Hausthiere voreiſt hier wild leben oder ob ſie aus Aſien ſtammen und gelegentlich der — hypothetiſchen — Einwanderung der Jantar nach Europa hierher kamen, iſt nicht leicht zu entſcheiden. Während die Eien dieſe Art der Herüberkunft für unzweifelhaft erachten, wird von anderer Seite die Einwanderung der Jantar nach Europa überhaupt für ein Traumgebilde er- klärt. Wie dem nun immer ſein mag, jedenfalls kommen ſchon in den älteſten Pflanzthieren Hausthiere vor, nämlich Hund, Schwein, Ziege, Schaf und Rind, von denen, wie J. L. Studer nachweis, teils einen rein einheimiſchen Reprä- ſentanten hat, von dem ſich vermuthen ließ, er ſei an Ort und Stelle gezähmt worden. Der Hund in den älteſten Pflanzthieren des Meeres iſt der kleine Dorchhund, ſehr abweichend vom Wolf; das Schwein eine vom Wild- ſchwein und der Stier eine vom Urfier ſehr abweichende Art. Neben dieſen Hausthiern erſcheinen in den älteſten Pflanzthieren die Jagdthiere ihren Kö- den nach ziemlich gleich zahlreich ver- treten, aber in der Bronzezeit, wie ſie Möringen betritt, treten die Jagdthiere neben den Hausthiern vollſtändig an Zahl zurück; eine neue Klaſſe dieſes Schaf erſcheint, das Dorſchweine iſt durch das langohrige Hausſchwein erſetzt und ſtatt der alten Hunderaffen findet ſich der Wolfhund. Auch ein neues Haus- thier tritt auf, das Pferd, in einem kleinen Schlage, ſo daß es ſcheint, als wären in der Blüthezeit der Bronze- epoche eine Aufnahme neuer Hausthiere ſtatgefunden habe. Genauer hierüber wiſſen wir nicht und ebenſowenig, wie viele Jahrtauſende verfloſſen ſind, ſeit die älteſten Pflanzthieren in den Schwei- zer Seen errichtet wurden. Die größte Schwierigkeit hat man darin geſehen, ſich vorzuſtellen, wie der Urmenſch über- haupt dazu kam, Thiere zu zähmen, deren Augen für ihn er gar nicht vorher wiſſen konnte. Inbeſon- dere macht Dr. Otto ſehr richtig darauf aufmerkſam, daß die erſten Verſuche nach dieſer Rich- tung hin durchaus nicht von weit aus- ſchauenden Individuen der Vorgeit an- geſtellt, ſondern höchſt wahrſcheinlich nur aus Spielerei oder durch den Geſel- ſchaftstrieb des Menſchen veranlaßt worden ſind. Die heutigen Naturwöl- fer in Süd-Amerika und Südafrika gehen uns in dieſer Beziehung wichtige Anhaltspunkte, denn ſie ſind Meißter in der Kunſt der Zähmung und pflegen ſich mit einer Menge Spielgefährten aus dem Thierreiche zu umgeben. Auch Regel heit hervor, daß der Menſch auf der niedrigſten Kulturſtufe immer erſt das thue, was ihm geſalle, das Nützlich- keit in der Regel aber nur, wenn ihn die Noth dazu zwingt. Deshalb ſin- ce man bei den niedrigſten Völkern den Hund als einzigen dauernden Gefährten des Menſchen, obwohl auf dieſer Kultur- ſtufe der Nutzen des Hundes nur gering ſei. Der Hund iſt unzweifelhaft überhaupt das älteſte Hausthier, auch wird er in allen Zeiten, von denen die Geſchichte meldet, in allen Zonen und bei allen Völkern gefunden. Was ſeine Herkunft anbelangt, ſo nimmt man heute an, daß Wolf und Schafal Haupt- wurgeln dieſelben ſind. Merkwürdig genug, ſagt Hahn in ſeinen wichtigſten Studien über die Hausthiere, daß es trotz der verſchiedenartigen Urſprünge, der ungeheuren Größenunterschiede und aller anderen Abweichungen nicht zu einer ſpezififchen Trennung gekommen iſt; ſelbſt in den entlegentſten Theilen der Welt, in Australien und im Feuer-

lend, iſt der Hund Hund geblieben. Der rieſige Bernharbier wird das zartefte und kleinſte Zwergpintſchedſchen und Seidenpubelchen immer noch als Hund anerkannt, nicht aber als ein fremdar- tiges Weſen betrachtet. Daß trotzdem Abneigung und Zuneigung unter ver- ſchiedenen Hund erſtirt, iſt ſelbſtver- ſtändlich, hat aber meiſt ſeinen Urfprung mehr in dem Bewußtſein der Zuge- hörigkeit zum Herrn. Burton erzählt, daß europäiſche Hunde im Beſitz der Negers, welche ſich dieſelben gern ver- ſchaffen, ohne doch unſer Verſtändniß für ihre Pflege zu beſitzen, nicht nur beim Anblick eines Weibes eine wahr- ſinnige Freude äußern, ſondern auch ſofort untergehoblen Anſtalt machen, ſich ihm anzuklehen. Hahn betont, daß man den wiſſenſchaftlichen Werth des Hundes für ſehr niedrig ſtehende Völ- ker oft überſchätze. Jäger, die noch keine weitreichenden Feuermaſſen haben, können den Hund nur wenig gebrauchen und ihre ſeinen Sinne machen ihnen einen Spürhund vielfach einbehält. Man findet daher den Hund bei den tiefer ſtehenden Stämmen öfter als einen hervorragenden Genossen des Lager- feuers und des Weibes, ſeltener als Kampf- und Jagdgenossen der Män- ner. So war es gewiß auch mit den jung eingewandenen Weißen, deren Nachkommen in der Fortzuſucht dann zu Hund geworden ſind. Daß der Hund erſt das Hirtenleben ermöglicht habe, iſt eine ſehr weit verbreitete, aber nach Hahn durchaus irrite Meinung. So wichtige alte Hausthiere wie Ziege und Rind erfordern meiſt keinen Hirten- hund, dagegen iſt er für die Fiſcher- und Jägerwölfer der arktiſchen Gegen- den unentbehrlich. In den älteſten Zeiten iſt der Hund ſaſt lediglich nur Ge- noſſe des Menſchen, während als erſtes wiſſenſchaftliches Hausthier der öſt- lichen Erdhälfte das Rind erſcheint. Es iſt nach Hahn ſo ſehr das Vorbild und die Grundlage unſerer ganzen ökonomi- ſchen Kultur, daß die andern wiſſen- ſchaftlichen Hausthiere eigentlich nur Beſolgſthiere ſind, die ſich ihm an- ſchloſſen. Unſere übrigen Hausthiere lernte man erſt dann gewinnen, pflegen und zähmen, als man am Rind das Vorbild und Muſter der wiſſenſchaft- lichen Verwertung gefunden hatte. Als Stammart der heutigen Rinder- raffen iſt, wie Nebring nachgewieſen, der Bos primigenius mit ſeinen Varietäten zu betrachten und Europa die Hauptheimat deſſelben geweſen. Mit der Herabſinkung des Rindes als Milchthier ſcheint ziemlich gleichzeitig ſeine Benutzung als Arbeitsthier er- folgt zu ſein. Nur an der äußerſten Grenze der Verbreitung iſt nach Hahn dieſe Verbindung gelodert. So dient in Südchina das Rind als Arbeitsthier aber nicht als Milchgeber, während Milch und Butter in Afrika gewonnen werden, aber mit Ausnahme Aſiens der Pflug nicht über die Sahara vordringt. Wann und unter welchen Umſtänden Eſel und Pferd zuerſt ge- zähmt wurden, iſt durchaus dunkel. Hahn hält den Eſel für das ältere und der weſtaſiſchen Ziviliſation angehö- rige Hausthier, das Pferd für ein jün- geres. Nach Nebring iſt der Vorfahr unſeres gemeinen Pferdes das wilde Diluvialpferd Europas, wenn gleich unzweifelhaft ſpäter aus Centralaſien Pferde mit Reitvorkern herübertra- gen. Das Kamel ſtammt wahr- ſcheinlich aus den Wüſten Central- aſiens, und wilde Kamele giebt es noch heute in Thibet. Gezähmt wurde es gewiß zuerſt von wandernden Völker- ſtämmen, die vielleicht etwas Land- wirthſchaft trieben, aber hauptſächlich von der Jagd lebten. Beim Vordrin- gen nach Weſten hat ſeine Zucht wahr- ſcheinlich in Iran lange Zeit Halt ge- macht, wo ſich, durch die Föhrung be- günſtigt, nach Aſien von Hahn die einbedeutige Form herausbildete. Sie verbreitete ſich bald unter den Bedui- nen zwiſchen Euphrat und Mittelmeer ſowie in Mittelarabien, wo das Dro- medar endlich ſogar eine Grundbedin- gung für die Exiſtenz der Beduinen wurde. Nach Afrika kam das Kamel erſt im Jahrhundert vor unſerer Zeit- rechnung. Hahn betont, daß das Ka- mel zwar ein ausgeſprochenes Wüſten- thier ſei, aber man dürfe nicht glauben, daß es in der Sahara etwa in großer Menge vorhanden ſei. Die bedeutende Rolle ſpielt es noch im Norden deſſel- ben, während im Süden zum Theil Pferde und Rinder wichtiger ſind. Das Schwein wurde früher auf das Dorf- ſchwein zurückgeführt, allein Nebring hat nachgewieſen, daß letzteres nur ein durch primitive Züchtung degenerirter Abkömmling des gemeinen europäi- ſchen Wildſchweines und ſomit dieſes der eigentliche Stammvater des heuti- gen Schweins iſt. Das Kaninchen ſcheint von Südweſten hergekommen zu ſein, und ſeine früheſte Erwähnung ſpricht von Verwüſtungen, die es auf den Baleariſchen Inſeln angerichtet; verwildert hat es bis jetzt überall Zer- ſtörungen angerichtet, und wo man es thörichterweise eingeführt, iſt es zur Landplage geworden. Auſtralien und Neuſeeland wiſſen davon zu erzählen. Wann das Rennthier unter die Haus- thiere aufgenommen worden, iſt unbe- kann; die erſte Erwähnung deſſel- ben fällt in die Zeit Alfreeds des Gro- ßen. Seine Hauptvichtigkeit beſitzt es für die nomadirenden Völker der Po- larregionen als Transportthier. Eine Ergründung der alperianiſchen Kultur iſt die Züchtung des Lamas und des Meerſchweinchens. Aus dem Vogelgeſchlechte iſt nach

Hahn wahrſcheinlich das teſte Hausthier, und er- nien für ihr Stamm- land. Men lernten die Benutzung i gegen Ende des erſten Jahr- unſerer Zeitrechnung von den Vo- ſtämmen an Niederſtein. Wann die Gänſefedern zuerſt zum Schreiben be- nutzt worden, iſt unbekannt, das Alter- thum hat nichts davon gewußt; der Federſtief erſcheint plötzlich bei den Kel- ten und Germanen und bald wurde die Gans ausschließlich Lieferant deſſel- ben. Adler-, Raben- und Krähen- ſedern, vereinzelt auch ſolche aus den Flügeln des Pelikans, werden zwar im frühen Mittelalter erwähnt, ſpielten aber keine weſentliche Rolle. Die Hauſentze ſtammt von der wil- den Ente; ſie ſcheint kurz vor Anfang unſerer Zeitrechnung zuerſt gezüchtet zu ſein. Das Hauſhuhn taucht nach Hahns Unterſuchungen in unſern weſt- lichen Gebieten zuerſt um die Zeit der Perſerzüge auf und übertraf als Ruckvogel bald die Gans. Es ſtammt ſehr wahrſcheinlich aus Indien und dem malaiſchen Archipel. Von griechiſchen Schriftſtellern erwähnt das Hauſhuhn zuerſt Theophras. Kriſtophanes be- zeichnet den Hahn als den „perſiſchen Vogel“. Von Griechenſand kam das Huhn nach Sicilien und dem Feſtland von Italien. Zur Zeit, als die Römer am Rhein und an der Donau auftra- ten, waren in Mitteleuropa Hauſshühner ſchon ziemlich verbreitet. Bereits Cäſar traf Hühner bei den Briten an, bemerkt aber, daß ſie das Verſpeisen dieſer Thiere für unerlaubt hielten. Mehrwüthigerweiſe wird auch in einem altindischen Geſetzbuche das Verzehren von Hühnerleiſch verboten, und bei den Perſern galt das Töbten eines Huhns als ſchwere Sünde. Von größter Wichtigkeit war im Alterthum der Hahn als Vertünder beſtimmter Nachtlunden durch Krähen, und dieſe Bedeutung beſitzt er auch bei den chriſtlichen Mönchen. In Europa haben erſt die Schlaghühner ihn aus dieſer praktiſchen Stellung verdrängt und nur ſymboliſch auf den Spigen der Kirchthürme geſaßen. Aber noch die Spanier nahmen Hühner mit nach Ame- rika, um die Nachzeiten zu markiren, und es ſiel ihnen auf, daß die Thiere in der neuen Welt nicht mehr ſo pinkt- lich trübten als zu Hauſe. Im Orient dient der Hahn auch jetzt noch zu die- ſem Zweck, denn es wird erwähnt, daß große Karawanen gewöhnlich einen recht ſchönen Hahn mit ſich führten, deſ- ſen Krähen den Aufbruch der Reiſenden regelt. Die allgemeinen Ergeb- niſſe, zu welchen Dr. Hahn bezüglich der Hausthiere kommt, ſind folgende: Der älteſte Genoffe des Menſchen iſt der Hund, der aus der Vermischung mehrerer verwandter Thiere hervorgegangen. Er ſteht aber nur ſelten einen ökonomi- ſchen Faktor dar. Das früheſte wiſſen- ſchaftliche Hausthier der öſtlichen Erd- hälfte war das Rind; ihm folgte un- mittelbar als Milchthier die Ziege, wei- terhin das Schaf. Das erſte Trans- portthier war der Eſel, ihm folgten Kamel und Pferd. An die Transport- thiere, wohl mehr wie an das Rind, lehnt ſich das Renntier. Das einzige Säugethier, das nur ſeines Fleiſches wegen gezüchtet wird, iſt das Schwein. All dieſe Thiere, mit Ausnahme des Renntiers, haben ſich in einem Gebiet zuſammen gefunden; erſt weiterhin be- ginnt ſich ihr Zuſammenhang zu löſern. Es iſt daher anzunehmen, daß ein Kulturkreis ſie alle umſchließt und ein engeres Gebiet das Vaterland der erſten Hauſthierzüchtung, das Urſprungs- land unſerer ganzen Kultur war. Hier wurden Rind, Ziege, Schaf, Eſel und Schwein gezüchtet. Hypothetiſch ſetzt Dr. Hahn dieſes Gebiet in das Strom- land des Euphrat und Tigris. Umlie- gende Gebiete übten dann einen gewaltigen Einfluß aus beſonders durch Pferd und Kamel, welche ſie brachten. Die andern Hausthiere gingen aus an- deren Gebieten hervor und ihre Zucht entſprang, ſoweit es ſich nicht um An- lehnung handelt, ganz andern Bewe- gungen. Die Vögel ſind nach Dr. Hahn von Anfang an nicht des unmittelbaren Nutzens wegen gezähmt wor- den, erſt ſpäter erlangten ſie wirth- ſchaftliche Bedeutung; nur der Kor- moran wurde ſeines Nutzens wegen zum Hausthier gemacht. Von drei Fiſcharten ſind zwei von den Chineſen gezähmt worden, um ihrem Schönheit- bedürfnis zu genügen. Das einzige Inſekt, welches Hausthier wurde, der Seidenſpinnerling, iſt ebenfalls chine- ſiſchen Urſprungs; die Biene ſoll erſt nach Hausthiere werden. Vom Laien werden Hausthiere und zahme Thiere meiſt nicht unterſchieden, und doch beſteht zwiſchen beiden ein fundamentaler Unterſchied. Hausthiere entſtehen erſt dadurch, daß gefangene Thiere ſich fort- pflanzen, was bei wilden Thieren in der Gefangenſchaft nur ſehr aus- nahmsweiſe der Fall iſt. Seit den älte- ſten Zeiten ſpielt der Elephat eine große Rolle in der Kultur des Orients, allein er iſt nur Gebrauchsthier und kein Hauſthier, denn alle in Vorder- und Hinterindien benutzten Elephan- ten ſind im Urmal eingefangen worden und der Beſtand an dieſen Gebrauchs- thieren muß lediglich durch Einfangen erhalten werden. Von dem erwähnten Geſichtspunkte aus erklärt ſich nun auch, weshalb die Zahl unſerer Haus- thiere ſo klein geblieben iſt im Gegen- ſatz zu der überaus großen Anzahl der Säuge- und Vogelarten, von denen Individuen in der Gefangenſchaft des Menſchen gerietzen, ohne daß ir- gend eine Zucht daraus entſtand.